

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Einunddreißigstes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1694

Einunddreißigstes Kapitel.

Dietrich war zum Schrottdorfer Thore Magdeburgs, das späterhin in der Befestigung verschwunden ist, hinausgezogen. Schweigend und in sich gekehrt ritt er des Weges über Dvenstedt und Irleben und kümmerte sich nicht um das, was auf der Landstraße sich neben ihm vorbeibewegte. Nur nach Magdeburg sah er sich zuweilen um, das mit seinen vielen einfachen und Doppeltürmen immer weiter in die Ferne wich und in blauen Duft gekleidet nach und nach versank. Es war ein heißer, schwüler Tag und am Horizont schienen sich Gewitterwolken zu sammeln. Als er das Dorf Sichenbarleben verlassen, fand er auf der Straße einen Aufenthalt. Ein ansehnlicher Trupp fahrender Schüler, welcher von Magdeburg abgezogen war, hatte hinter dem Dorfe eine Gänseheerde überfallen und mit Steinen darunter geworfen. Die Hüterin war nach dem Dorfe geflüchtet und hatte die Bauern zu Hülfe geholt, die mit Flegeln und Knüppeln bewaffnet den Schülern nachsetzten. Dietrich folgte ihnen in einiger Entfernung. Nach einer Weile hatten sie die Schüler eingeholt. Die Bachanten wehrten sich mit Knüppeln, aber sie fochten in der Weise leichter Truppen, es kam ihnen nicht darauf an, den Platz zu behaupten, denn schon waren die rasch schreitenden Schützen mit den Gänsen hinreichend weit voraus. Nach einer Anzahl gut angebrachter Hiebe zogen sie sich fechtend zurück, und da die Bauern wohl inne wurden, daß ihre Gänse verloren seien und sie doch nur Prügel um Prügel eintauschten, so ließen sie sie fluchend ziehen und wandten sich nach dem Dorfe zurück. Der arme Landmann war es gewohnt, von vielen Seiten geplündert zu werden; ehe er ein Stück Vieh nicht gegessen oder verkauft hatte, wußte er kaum, ob er es das seinige nennen konnte, und nur, wo ein rittermäßiger Mann, sei es durch Vertrag oder des Besitztums wegen, das Dorf beschützte, war auf mehr Sicherheit zu rechnen.

Nach diesem Aufenthalt setzte Dietrich seinen Weg ungehindert fort und kam über Bornstädt nach Groppendorf, wo er der Pferde wegen rasten mußte. Er selber fühlte sich durch die Hitze ermattet,

mochte aber nichts genießen. Sein finsternes Wesen hielt jeden neugierigen Frager von ihm fern. Sobald es thunlich war, stieg er wieder zu Pferde und zog seines Weges.

Die Straße ging bald, nachdem er das Dorf verlassen hatte, am östlichen Ufer des damaligen großen Seelenschen Sees entlang, der jetzt völlig verschwunden ist. Ihn umgaben die Dörfer Erleben, Uhrleben, Wellendorf, Hackenstädt und Develgünne und vom jenfeitigen Ufer schaute das jetzt nicht mehr vorhandene Dorf Selschen herüber. Gegen das nördliche Ende hin erhob sich eine angenehme Insel mit einem Fischerhause, denn der See war fischreich und gehörte halb zum Gebiete der Burg Erleben, halb zur Burg Ummendorf*). Mancherlei zum Teil schauerliche Sagen waren über das Entstehen des Sees, sowie über ein paar Tempelherrenschlösser, die früher an ihm gelegen haben sollten, unter den Landleuten im Umlauf. Dietrich kannte sie nicht und erquickte sich an der abgefühlten Luft, welche über die wogende Fläche des Gewässers daherstrich. So kam er durch das nicht mehr vorhandene Wellendorf, dicht am See gelegen**) und dann durch das wohlhabende Dorf Uhrleben, das vor einigen hundert Jahren eine Stadt gewesen war, diesen Rang aber nicht hatte behaupten können, weil man die große Landstraße von Braunschweig nach Magdeburg über Erleben verlegt hatte***). Als Dietrich zum Dorfe hinausgekommen war, fand er in einiger Entfernung rechts vom Wege an einer Wiese eine Wallfahrtskirche, die Osternkirche genannt†). Er stieg ab, um seine Andacht darin zu verrichten, denn wenn er auch in der Abwartung kirchlicher Gebräuche nicht sehr eifrig war, so hatte er sich ihnen doch nie entzogen, sondern sie in Achtung und Ehren gehalten.

Es war in dieser Kirche eine Nachbildung des heiligen Grabes, die besonders um Ostern viel besucht wurde. Dietrich nahte sich dem Heiligtume und kniete neben den andern Betern nieder. Nicht lange hatte er gelegen, als ein vor ihm Knieender aufstand, sich umwandte und mit dem Ausdrücke der Verwunderung vor Dietrich stehen blieb. Dietrich stand auf.

Soll mich der — ja so, hier soll man ihn ja nicht nennen, — aber ich will verdammt sein, wenn ihr nicht Dietrich von Quitow seid. Mohrenelement, was seid ihr alt geworden! Man hat Mühe, euch wieder zu erkennen. Aber was thut ihr denn so fremd und kalt? Ihr kennt mich doch?

Dietrich. O ja, ihr seid Johann von Treskow.

Treskow. Freilich und immer noch der alte Teufelskerl, ha ha ha!

*) Behrens, Neu-Haldensleben'sche Chronik II. II. S. 454 f.

) U. a. D. S. 456. — *) U. a. D. S. 448. 449. — †) U. a. D. S. 456.

— Habe zwar mit euch nie so viel zu thun gehabt, als mit eurem Bruder, seid mir aber doch immer lieb gewesen, hol mich der — — Aber kommt lieber zur Kirche hinaus, man muß sich hier gar zu vielen Zwang anthun.

Er faßte Dietrich bei der Hand und führte ihn hinaus. Als sie draußen waren, sprach er: Na, nun sagt mal, alte Haut, wie ihr lebt. Habe lange nichts Ordentliches von euch vernommen, — so von euren alten Fahrten, mein' ich, — war't, hol mich der Teufel, doch sonst ein Satanskerrl, dem ein Ehrenmann wie ich nacheifern konnte. Ihr seid jetzt, wie ich gehört, in Diensten des Erzbischofs?

Dietrich. Ich war es, bin es aber nicht mehr.

Treskow. Und in wessen jetzt?

Dietrich. In niemandes Diensten.

Treskow. Ganz frei und unabhängig? Glücklicher Mann! So ist's recht. Seid nie für Herrendienste geschaffen gewesen. Nun lebt ihr auf euren Gütern?

Dietrich. Ihr wißt, daß ich keine habe. Sie sind eingezogen.

Treskow. Wetter ja, ist ja wahr! Na um so besser, da braucht ihr euch nicht um sie zu bekümmern. Hol der Teufel alle Güter, wenn man ein Schwert hat und gesunde Knochen. So lang es Landstraßen in der Welt giebt, kann man nicht verderben. Ihr seid jetzt nur um so freier und unabhängiger. Donnerwetter! Wäre ich nicht so ein alter Kerl, ich möchte meine paar Dörfer auch schon los sein und so in der Welt herumfahren, mir nichts, dir nichts! Muß ein lustiges Leben sein, hol mich dieser und jener. Aber wo lebt denn nun eure Frau?

Dietrich. Sie ist tot.

Treskow. Tot? O was seid ihr für ein glücklicher Kerl! Hol's der Teufel, die Weiber binden einem tüchtigen Degen nur Blei an die Beine, weiter nichts. Also ledig und los, unabhängig und frei! Was könnt ihr euch besseres wünschen? Nun wird man erst Streiche von euch hören! Wahrhaftig, die Haut schaudert mir, wenn ich daran denke. Na, wenn ihr einmal einen recht tollen ausführen wollt, laßt mich's wissen, dann bin ich auch dabei. Noch steh ich euch meinen Mann. Lebt wohl, auf baldiges Wiedersehen!

Er bestieg sein Roß und trabte mit einigen Knechten dem Dorfe zu, wahrscheinlich nach Magdeburg. Dietrich hatte ihn nie recht leiden können und sah ihm finster nach. Der Rang, den ihm Treskow angewiesen, die Beschäftigung, die er ihm zutraute, kränkte sein Ehrgefühl; aber dennoch war etwas in seinen Worten gewesen, das einen Stachel in Dietrichs Seele zurückgelassen hatte und sich nicht zurückweisen lassen wollte. Was ist das? sprach Dietrich auf dem Wege zu sich selbst; hat er nicht gewissermaßen Recht? Bin ich jetzt nicht vollkommen unab-

Hängig und frei? Bin ich es nicht mehr, als ich es je in meinem Leben war? Besitze ich nicht die Freiheit, nach welcher meine Seele glühend dürstete? Warum fühle ich mich denn unglücklich? Freiheit und Unabhängigkeit sind ja das höchste Gut des Mannes. So roh dieser Treskow auch ist, das hat er richtig herausgeföhlt.

Dietrich ritt in das Dorf Ostingersleben ein. Der Weg hatte sich auf einer breiten Landzunge, die tief in den Seelenschen See einschnitt, nach Westen gezogen und führte über eine Brücke, unter welcher der nördliche Teil des Sees mit dem südlichen in Verbindung stand. Es war dies die alte Landstraße von Magdeburg nach Helmstädt. Hinter Ostingersleben überschritt er die Aller und vor ihm dehnte sich ein Waldgehügel aus, in welches der Weg hineinzog.

Der Weg führte eine Höhe hinauf und bald nachher sah er in ein angenehmes Thal hinab, aus welchem ein vollständiges Geläute heraufscholl. Es tönte wunderbar in Dietrichs Ohren, noch wunderbarer tönte es in seinem Geiste wieder, ein seltsamer Schauer, er wußte ihn nicht zu deuten, überflog ihn.

Unten lag das Jungfrauenkloster Marienborn in heiterer abgesetzener Ruhe und Stille, mitten im grünen Thale, umgeben von den Häusern eines friedlichen Dörfchens, deren einer Teil abgebrannt in Schutt trauerte, schön beleuchtet von der abendlich sinkenden Sonne, und beschattet von dichtbelaubten Bäumen. Dietrich hielt still, um das liebevolle Bild eines stillen Lebens in sich aufzunehmen. Noch hatte kein Kloster einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Wunderbar, sprach er, wenn ich es recht bedenke, sind die da drinnen in vieler Beziehung mit mir in gleicher Lage. Sie sind abgerissen von Vaterland und Freunden, abgeschieden von der Welt, ohne Gatten und Kinder, und keiner nennt mehr sein, als was er am Leibe trägt.

Herr, sprach der begleitende Knecht, nehmt's nicht für ungut, aber wollen wir nicht weiter reiten, um heute noch nach Harbke zu kommen? — Wie mir gesagt ist, sind's noch drei Viertelmeilen von Marienborn.

Dietrich setzte sein Roß in Gang, und ritt schweigend hinab und durch den Ort. Mit besonderer Aufmerksamkeit beschaute er das Kloster und seine, auf einem Hügel erbaute, und die übrigen Gebäude überragende Kirche. Gleich hinter dem Dorfe begann wieder Wald. Auf der Hälfte des Weges im Walde erreichte er die auf einem Hügel gelegene Vorburg*), durch welche man ihn passieren ließ. Unfern davon stand am Wege eine Warte. Eine Viertelstunde später erreichte er das überaus feste und schöne Schloß Harbke mit seinem Dorfe in angenehmer Gegend gelegen und fand auf Nennung seines Namens Einlaß und gastliche Aufnahme.

*) Behrens, Neu-Haldenslebensche Chronik II. II. S. 627.

Dieses Schloß, nur eine halbe Meile südlich von Helmstedt gelegen, war eine von tiefen Gräben und hohen Wällen umgebene, mit starken Mauern und Thürmen sehr befestigte Ritterburg *) und galt in damaligen Zeiten als unbezwinglich **). Neben derselben lag das gleichnamige Dorf. Früher war sie im Besitz eines edlen Geschlechtes, das sich nach ihr nannte; mit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts aber gelangte die Familie der edlen Herren von Beltheim in den Besitz der Burg und sie blieb bei deren sogenannter schwarzen Linie, welche mit Heinrich II. begonnen hatte, der vor zwei Jahren gestorben war. Seine Witwe, eine geborene von Hahensee lebte noch und zwar auf dem Schlosse Harbke.

Heinrich von Beltheim war nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1415 in den Besitz aller seiner Güter getreten, aber nicht mehr ein junger Mann, denn sein Vater hatte ein hohes Alter erreicht. Durch mancherlei Umstände hatte er ein bedeutendes Vermögen erworben und es hatte sich durch die Erbschaft der Güter seines Vaters so sehr vermehrt, daß man ihm allgemein den Beinamen des Reichen gab. Seine Gemahlin war Dietrichs Schwester, und Heinrich daher dessen Schwager. Ihre Ehe wurde mit mehreren Kindern gesegnet, welche jedoch jetzt schon sämtlich erwachsen waren. Unter diesen war die einzige Tochter, Hedwig genannt, Ronne, und ganz vor kurzem Priorin des Jungfrauenklosters Marienborn geworden ***).

Das Schloß selber war überaus stattlich, nicht minder die Wirtschaftsgebäude und Ställe. Vor demselben erhob sich die Schloßkirche zu St. Stephan, für welche eigene Geistliche vorhanden waren. Die Dorfkirche, zu welcher andere Geistliche gehörten, stand nicht weit vom Schlosse †). Es gehörte übrigens zum Erzbistum Magdeburg.

Dies waren die Örtlichkeiten, dies die Hauptpersonen derjenigen Familie, bei welcher Dietrich für jetzt Schutz gefunden hatte. Er machte die Verwandtschaftsrechte geltend, die ihm die Pforte des Schloßes öffneten. Kein Bedürfnis des Herzens zog ihn dahin, denn er hatte nie in näheren Beziehungen zu Heinrich von Beltheim gestanden und seine Schwester seit ihrer Verheiratung nicht wieder gesehen.

Beide standen einander fast fremd gegenüber. Umsonst mühte sich Dietrich, in dem faltenreichen Antlitz das frühere Angesicht seiner Schwester herauszufinden. Nur die hübschen Augen hatten noch nicht ganz ihren alten Ausdruck verloren. Allein ebenso ging es ihr mit Dietrich, auch er war nicht wieder zu erkennen. War es ein Wunder, wenn von beiden Seiten keine rechte Innigkeit, keine freundliche Wärme die Mitteilungen beleben wollte?

*) A. a. D. S. 625. — **) Wohlbrück, Alvensleben. I. II. S. 144.

***)) Behrens, Neu-Haldensleben'sche Chronik I. II. S. 528. — †) A. a. D. S. 631.

Die Schwester versäumte nicht, auf Dietrichs Gemüt zu wirken und ihn, so viel es sich thun ließ, zu zerstreuen. Darum wurde denn auch ein Ritt nach dem Kloster Marienborn verabredet, zu ihrer Tochter, damit Dietrich seine Nichte, die jetzige Priorin, kennen lernen sollte. Man hatte von Seiten Dietrichs eine Weigerung vermutet, aber wider Erwarten ging er mit Anteil auf den Plan ein. Indessen verschob man die Sache um einige Tage, weil ein Fest nahe bevorstand, dessen Feier man mit begehren wollte.

Am Tage nach Mariä Heimsuchung, den 3. Juli, Mittwochs, machte man sich schon früh morgens auf den Weg. Es war ein schöner Morgen, die Sonne leuchtete hell am klaren wolkenlosen Himmel, spielend wiegte sich ein leichter West auf den bewegten Bogen des Getreides, die Mohnblumen mit von der Sonne durchleuchteten Blättern funkelten blendend wie Edelsteine, die Ferne flimmerte, als ob der stille Pulsschlag der Natur sie leise und schnell durchbebe, die Lerchen jubelten als schwirrende unscheinbare Punkte in den Lüften und frisches Leben sproßte aus jedem Halme und drängte sich an das Licht des Tages. Dietrichs finsterner Unmut wich der freudigen Schöne der Natur, er fing an zu sprechen und schien für Mitteilungen empfänglicher als sonst. Er ritt in der Mitte zwischen seiner Schwester und seinem Schwager. Ein angemessenes Gefolge begleitete sie. Ich kann nicht leugnen, sprach er, das Kloster Marienborn hat für mich viel Anziehendes. Ich muß geahnt haben, daß die Priorin meine Nichte ist. Kennst du seine Entstehung?

Mathilde. Ei freilich, Bruder. Wenn man ein Kind darin hat, kümmert man sich darum wohl. Hast du Lust, sie zu vernehmen?

Dietrich. Deshalb frage ich ja; ich möchte sie gern wissen.

Mathilde. So will ich sie dir erzählen. Vor vielen langen Jahren, als das Christentum in diesen Gegenden eingeführt wurde und noch eine Weile nachher gehörte dieser Landstrich zur Grafschaft Sommerschenburg und war mit dichtem Wald bedeckt. Er diente nicht selten Raubgesindel und Strauchdieben zum Aufenthalt, welche Reisende darin überfielen und ermordeten. Insonderheit war die Niederung, in welcher jetzt Marienborn liegt, durch viele Mordthaten berüchtigt und erhielt darum zuletzt den Namen des Mordthales. Reisende vermieden so sehr als möglich diese Gegend und nur die armen Hirten in der Nähe wagten es, ihre Heerden zuweilen nach der schönen Quelle zu führen, welche in diesem Thale hervorsprudelte.

Einst nun weidete ein alter frommer Hirte namens Konrad seine Heerde im Mordthale. In der tiefen Einsamkeit hatte er sich geübt, auf die Stimmen der Natur zu achten, und vieles erschloß sich seinem einfachen Sinne, was andern verborgen blieb. Er belauschte die Elben bei ihren geheimnißvollen Tänzen, er erblickte die Holderchens und ihr

unterirdisches Treiben. An jenem Tage — es war zu den ersten Zeiten des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, im Jahre 1190 — sah der fromme Konrad eine Erscheinung, die ihn in große Verwunderung setzte. Er erblickte eine Prozession von Jungfrauen, welche brennende Lichte wie Fackeln in den Händen trugen, durch das Thal nach der Quelle hinwandeln, und als sie sie erreicht hatten, verneigten sich alle gegen einen unweit davon stehenden Baum sehr tief und verschwanden. Er sah die nämliche Erscheinung öfter, aber all sein Grübeln brachte ihm keine Deutung. Da wandte er sich im Gebet an Gott, den Bewahrer und Inhaber aller Geheimnisse, und bat um Erleuchtung; in der Entzückung sah er im Geiste, daß sich auf der Stelle des Baumes ein ewiger Altar erhob, und als er deutlicher den Willen des Herrn erkannte, erschien ihm auch, was sich künftig auf dieser Stelle begeben würde. Bald darauf erblickte er im Geiste die gebenedeiete Jungfrau Maria, wie sie mit gebeugten Knieen ihren göttlichen Sohn bat, er möge dieses Mordthal würdigen, daß es ihrer Ehre und ihrem Dienste geweiht werden möchte, worauf die Antwort erfolgte: Nicht allein, o erhabene Mutter, gestehe ich dir diesen Ort zur Ausbreitung deines Ruhms und deines Lobes zu, sondern ich verspreche dir auch, mit dir vereinigt bis ans Ende der Tage sein Beschützer und Erhalter zu sein. Der alte Hirt behielt alle diese Dinge in seinem Herzen. Als aber sein Ende heranrückte, ließ er einen Geistlichen kommen und sagte ihm, er könne nicht von dieser Welt scheiden, ohne ihm die großen Wunder mitzuteilen, die ihm offenbart worden wären. Außerdem, fügte er noch hinzu, habe er gesehen, daß das Bild der heiligen Jungfrau sich vom Himmelsthron hernieder gesenkt habe und bis auf den Grund des Brunnens hinabgestiegen sei. Zwei Engel hätten das heilige Kreuz über den Born gehalten und gesagt, dies ist die Erklärung und Deutung des Gesichts: Gott will, daß das heilige Kreuz, welches er aufgerichtet hat zur Erlösung der Menschen, mit der gebenedeieten Jungfrau hier wohne. Einige Zeugen bestätigten, daselbe von ihm schon früher vernommen zu haben. Aber auch mehrere Hirten erzählten, daß ihr Vieh, wenn es durstig dem Born sich näherte, um zu trinken, erschrocken zurückbebe, als wolle es sagen: Mutet uns nicht zu, hier zu trinken, wo wir erstaunenswürdige Wunder sehen. Die Hirten hätten sich befremdet angesehen und gefragt: Wo sind hier Wunder? Darauf haben sie das Vieh sich dem Rande der Quelle nahen sehen, aber so durstig es war, hat es doch keinen Tropfen getrunken*).

Dietrich. Es ist eigen, daß ich, so viel ich auch erlebt habe, niemals selber Zeuge eines Wunders gewesen bin.

Mathilde. Du zweifelst doch nicht daran?

*) Leibnitz, scriptor. Brunswicens. T. II. S. 431.

Dietrich. Das nicht, aber sonderbar ist es, daß ich keines gesehen habe. In Wilsnack kam ich erst dazu, als es schon geschehen war. Man hat mir gesagt, man müsse dazu besonders ausersehen sein.

Mathilde. Ja, nur Personen, bei welchen der Glaube stark und mächtig ist, sind dazu fähig. — Nun aber machte die Sache Aufsehen, rings aus der Gegend strömte alles herbei, den heiligen Born zu schauen und von seinem krystallhellen Wasser zu kosten; man trank es mit Andacht und Wohlgefallen, schöpfte es in Flaschen und erquickte damit die Kranken, deren viele Erleichterung und Genesung verspürten. Selbst die Räuber vertrieb die Heiligkeit des Ortes. Nun kam die Sache auch zur Kenntniss der Geistlichkeit der Umgegend und diese veranstaltete eines Tages eine große Prozession ihrer Gemeinden mit Kerzen und Fahnen zum heiligen Born, hielt an demselben eine stille Andacht und ließ den Grund der Quelle untersuchen. Da geschah ein großes Wunder. Man zog aus dem Grunde des Gewässers ein kleines aus Holz geschnitztes Marienbild hervor, zeigte es mit Ehrfurcht dem erstaunten Volke und legte es unter Dank- und Jubelliedern unter dem erwähnten Baume nieder.

Dietrich. Schwer zu glauben!

Heinrich. Im Gegenteil, dies Wunder ist leichter zu glauben als die übrigen.

Mathilde. Und was noch mehr ist, so wird das Bild noch im Kloster verwahrt und du kannst es sehen.

Dietrich. Mag's sein! Erzähle weiter!

Mathilde. Dies Wunder hatte die Folge, daß reichliche Gaben aus der Umgegend zusammen strömten an Geld, Vieh und andern Sachen, von welchen Opfern ein Altar über der heiligen Quelle errichtet wurde, die nun den Namen Marienborn erhielt. Ihn zierte das gefundene Bild der gebenedeieten Jungfrau. Bald nachher wölbte sich von diesen Gaben über dem Altar eine kleine Kapelle, in welcher die Wallfahrenden erst ihre Andacht verrichteten, ehe sie von dem Wasser des Borns schöpften.

Setzt entschlossen sich mehrere fromme Jungfrauen der Umgegend, welche wegen ihres niedrigen Standes in einem Kloster keine Aufnahme finden konnten, bei dem Marienborn eine Klausel zu bauen und in derselben als Beguinen oder Klausnerinnen ein klosterähnliches Leben gemeinschaftlich zu führen in gottseligen Übungen, und Kranke und Arme zu pflegen, ohne sich jedoch durch ewige Gelübde zu binden, wie das an vielen Orten geschehen ist und noch geschieht. Diese Beguinen nun erbauten aus ihrem eigenen Vermögen die Klausel, und gar bald schlossen sich einige fromme Priester diesem Vereine gottseliger Jungfrauen an.

Setzt wurde die Klausel ein Hospiz für die Wallfahrer. Als der

Erzbischof Wichmann in den letzten Jahren seines Lebens diese Gegend besuchte, ließ er den frommen Schwestern seinen kostbaren Bischofsmantel zum bessern Aufbau der Gebäude zurück und beschenkte sie mit Wald und Ackerland. Viele Reisende besuchten nun den Marienborn im ehemaligen Nordthale zur Heilung der Gebrechen des Leibes und der Seele und hinterließen ansehnliche Geschenke. Viele derselben waren von hohem Stande. Nachdem so die Güter desselben sich gemehrt hatten, nahm der Erzbischof im Jahre 1208 das Hospital im Nordthale in seinen Schutz und erließ darüber eine Urkunde, bestätigte dessen Güter und behielt sich und seinen Nachfolgern die Schirmvogtei vor. Er setzte fest, daß das Hospiz ein Haus der Kranken, die den Brunnen besuchten, und ein Pflegeort vorüber reisender Armen sein, und daß dabei zwei Priester und ein Diakonus nebst vier verdachtlosen Frauenzimmern von vorgerücktem Alter angestellt sein sollten, bis in der Folge die vermehrten Einkünfte eine Vergrößerung gestatten würden. Ist das nicht eine schöne Bestimmung?

Dietrich. Das will ich nicht in Abrede stellen.

Mathilde. Gar bald gestatteten die Einkünfte auch die Erbauung einer eigenen Kirche in einiger Entfernung von der Quelle auf einer Anhöhe, und neben derselben wurde ein klosterähnliches Wohngebäude für die Jungfrauen der Krankenpflege errichtet. Durch Ablaßerteilungen und andere geistliche Vorrechte wurden die Beisteuern immer reichlicher, auch der Besuch nahm immer mehr zu, bis vor etwa hundertundsiebzig Jahren das Hospiz in ein förmliches Kloster regulierter Chorfrauen des Augustiner-Ordens verwandelt wurde. Jetzt besitzt es bereits ansehnliche Einkünfte und bedeutende Vorrechte.

Heinrich. Es war besonders der heilige Vater Gregor X., der im Jahre 1274 das Kloster in seinen und des heiligen Petrus Schutz nahm und ihm das Recht erteilte, Frauenzimmer aus dem Stande der Freien und Freigelassenen aufzunehmen, und keiner, die den Nonnenschleier genommen, sollte es freistehen, ohne Erlaubnis der Priorin das Kloster wieder zu verlassen, es sei denn, daß sie sich noch strengeren Religionsübungen unterziehen wolle. Während eines allgemeinen Interdikts ist es dem Kloster erlaubt, bei verschlossenen Thüren und ohne Glockengeläut mit gedämpfter Stimme die heilige Messe zu halten, doch mit Ausschluß aller unter dem Banne stehenden Personen. Auch hat das Kloster die Freiheit des Begräbnisses für alle diejenigen, welche dort beerdigt sein wollen, dafern sie nicht unter dem Banne stehen und ihrer ordentlichen Kirche die Gebühren bezahlt werden. Ubrigens hat das Kloster keine Abtiffin, sondern nur eine Priorin*).

*) Behrens, Neu-Haldensleben'sche Chronik II. II. S. 513 ff.
Kladden, Die Quitzow's III.